

Literaturchau.

Neuaufgefundene Liebesbriefe Ellenzens.

Im April 1871 lernte Leutnant Ellenzen die flehentliche Tochter des Oberleutnant von Bodenhausen kennen. Ergriffen von der Schönheit und dem Charakter der jungen Frau, die in ihrer schicksalhaften Verheiratung eine Verheißung der Zukunft versprach, da sowohl die Ellenzen als die Bodenhausen ohne Vermögen waren, gab der Leutnant seine Einwilligung zu einer Verbindung. Ellenzen jedoch gab die Hoffnung nicht auf, die Liebste zu erlangen. Er wußte sich eine neue Existenz gründen und gibt den Solberuf auf. Bald drängt ihn jedoch die Not wieder in den Beruf. Auf's Neue nimmt er den Abschied und geht nach H. Voll bitterer Erfahrung kehrt er zurück und heiratet im Jahre 1877 Helene. Doch die lange Wartezeit hat die Lippen der Liebe getrocknet. Bereits nach einem Jahre die Ehe geschieden.

Die neuaufgefundenen Briefe werden augenblicklich von D. Spiro zur Veröffentlichung zusammengestellt.

Wien, den 6. Juni 1871.

Liebe Helene! Ich schreibe täglich an Dich, in jeder Tag-Nachtzeit, das heißt so: Ich habe mir in Form eines kleinen Tagebuchs ein verschließbares Heft gekauft, und darin schreibe ich an Dich; wenn wir einmal verheiratet sind, sollst Du lesen — ich schreibe Dir darin alles so, als wenn wir öffentlich schreiben dürften, alle meine Qualen mußst Du anhören, alle die kleinen Lebensorgen und Fragen begeben wir darin zusammen; zuweilen steht auch ein ganz engherziges schlechtes Gebicht eigener Phantasie darin — glaub, meine liebe Helene, das Bild der Ehe besteht daraus, man offen und wahr gegeneinander ist und sich gegenseitig die Sorgen des Lebens, oh! bei uns wohl die um das tägliche Brot. Denn das muß ich Dir noch sagen: Aus meiner innersten Natur heraus ist es mir natürlich, jeden Groschen erst umzuwenden — wenn ich könnte, ich offenes Haus haben, und nichts ist mir angenehmer, Beschäftigung zu geben und die Leute um mich herum zu sehen. Und nun denke einmal, wenn wir „gegen sind“ (abscheuliches Wort), endlich auch einmal eine Lust zu geben und nun überlegen müssen, ob wir auch über das noch geben können. Ein ganz unaufrichtiger Mensch; und ich kenne Dich darin ebenso genau, wie deinlichst Du bist — aber es muß gehen, kurz, den andern Tag nur keine Butter und nehmen keinen Zucker in den Mund. — O nein, nein, vergesse mich, nur ich, Du sollst es nicht tun. — Helene, Du machst mich gut, hast mich schon gänzlich umgewandelt; ich bin aus einem sehr lustigen, leichtfertigen Menschen plötzlich ein ernstes, besonnenes Wesen geworden. — Herrgott, ich habe unter anderem gestern ersten Male daran gedacht, meine kleine statt meine große Lampe anzuzünden, weil ich dadurch viel sparen würde. Ich habe auch daran gedacht, meine kleine statt meine große Lampe anzuzünden, weil ich dadurch viel sparen würde. Ich habe auch daran gedacht, meine kleine statt meine große Lampe anzuzünden, weil ich dadurch viel sparen würde.

Sonntag, den 11. Juni 1871.

In meinem Hause ist es, wie immer Sonntags — still leer — durch die Domschraube geht kein Mensch. Von der Höhe her die verwehteste Brise auf einer Violine zu hören. — Heute mittag lehnte ich mich zurück in meinen Lehnstuhl, ich verfiel in eine Art Halbtrübsinn und mir träumte lieblich und schmerzliches durcheinander. — Es war ein klarer Sommertag, Du und ich sahen zusammen auf einer Wiese, vor uns ein großer englischer Rosenbusch, links und rechts im hohen breiten Fahrwege mit seinem Riesel bestreut, den großen grünen Rasen umschlossen. Dann zu den anderen Seiten der Wege große Büsche, Fichten und Buchen — es war kein Laub da, keine Blumen — gerade der Terrasse

gegenüber auf fünfhundert Schritt war ein Durchgang gemacht, und man sah hoch auf ferne Hügelketten. Wir sahen zusammen, ich los Dir etwas vor, uns zu führen ein großer Bernhardsiner. — Es war Ruhe, Blau, Frieden in dem Blau. Unausprechlicher Frieden wie nach langen, langen Kämpfen, so kam es mir vor. — Aber da schwand es, und der seltsame Traumgott führte mich in eine kleine abseits gelegene Dorfstraße — wir liefen vor dem Altar. Ein Priester in seiner schwarzen Amtstracht segnete uns ein. — Die ersten Strahlen der Sonne brachen sich mühsam Bahn durch die kleinen Fensterscheiben. Die Trauung war vollzogen, ich küßte Deine Stirn, alle gaben dem Priester die Hand — dazu küßte ich die Orgel, aber nur die Manuskripte, die Flintenregister und die Vox humana. Wir unterschrieben ein Protokoll in der Sakristei — dann führen wir allein durch die Straßen; und nur die Raben begleiteten uns — aber dann kam eine hübsche Stelle: Wogende Kornfelder und kleine Gehäse, Hecken rechts und links des Weges — wir waren in Schilswitz-Hofstein. Die Orgel sangen jetzt, die Raben waren verschwunden. Wir gaben uns die Hand — und weiter führen wir, und wieder singen die Heide- und Moosgeigen an — und plötzlich, da lag es vor uns, das große unerlebbare Meer, und seine Wogen rollten auf den Strand. Wir stiegen in einen Kahn — ein großer Passagierdampfer fuhr vorbei — er nahm uns auf. Die Sonne stand im Zenit — der letzte Streifen Landes verlor sich unseren Blicken. Wir standen auf dem äußersten Ende des Verberdes — Du meinst nicht mehr; ich preßte Dich in meine Brust; ich aber meinte nicht mehr; ich preßte Dich in meine Arme und sagte: „Wir werden glücklich sein Helene!“ Und wir waren es. —

„Der Leutnant, draußen sind drei Mann, die gestern zu spät in die Kaserne gekommen sind,“ sagte da mein Vorgesetzter; ich mochte auf — rief mir die Augen und — war in das alltägliche Leben zurückversetzt. —

Berlin, den 18. Juni 1871,

177 abends.

Welches harte Schicksal, meine liebe Helene! — Augenblicklich schreibe ich in einer Restauration unter den Linden wie in meine Leben werde ich den Augenblick heute morgen um 12 Uhr vergessen. Ich sah Dich erst drei Schritte vor mir. Ich hoffe, Lotta (Deines Schwester) hat nichts gesehen. Gerade an der Stelle wo wir uns begegneten, spielte ein blinder Orgelbauer: „Nun danket alle Gott“. War es Ironie? Oder sollte ich wirklich Gott danken für den Moment, den ich Dich sah? — Ich reise unsäglich unglücklich ab, aber verliere die Hoffnung nicht.

Das klingende Tal im Vogtland.

Nachstehende Ausführung, die besonders über die Zahl der Arbeitskräfte Auskunft gibt, entnehmen wir der Broschüre: „Die Heimarbeit in der Holzindustrie“, herausgegeben vom Vorstand des Deutschen Holzarbeiter-Verbandes.

Die Zusammenstellung der wertvollen Enquêtes der wichtigsten Standorte der Holzwarenheimarbeit ist als Beitrag zur Heimarbeitausstellung in Berlin (28. April bis 16. Mai) gedacht. Ganz besonders Interesse bekommt die Arbeit für uns, da zwei benachbarte Heimarbeitplätze eingehend behandelt werden (Schönheide und Klingenthal).

Das sorgsam zusammengetragene statistische Material, sowie die besser als Zahlen sprechende reiche Bildausstattung wird jedem Sozialpolitiker eine willkommenere Literaturbereicherung sein.

Weit abseits von dem Hauptverkehrswege des Vogtlandes, der Bahnlinie Berlin-Plauen-München-Eger, im äußersten Zipfel Westsachsens, von steil ansteigenden, bewohnten Bergen umgeben, unmittelbar an der tschechoslowakischen Grenze, liegt die Musikinstrumentenstadt Klingenthal mit ihren sechs zusammenhängenden Nachbargemeinden: Brunnhödra, Obersachsenberg, Untersachsenberg, Georgenthal, Rvota und Oberzvota. Wohl in der ganzen Welt gibt es kein zweites, so eigenartig klingendes Tal. Fast auf jedem Hause ruht ein ein Kirpen entzogen, das durch das Stimmen der Harmonikungen entsteht. Obwohl der Stadtnamen nicht auf das Klingende der Musikinstrumente zurückzuführen ist, paßt er doch wie geschaffen für dieses Städtchen Erde. Wenn man von der Klingenthaler

Musikinstrumentenindustrie spricht, so ist die des ganzen Bezirkes gemeint, und nicht die Stadt Klingenthal allein. Dies herrscht ein emsiges Schaffen, im ganzen Bezirk gibt es kaum ein Haus, wo nicht Heimarbeiter der Mund- und Blechharmonikaindustrie wohnen.

Die Geschichte der vogtländischen Musikinstrumentenindustrie geht bis in das 16. Jahrhundert zurück. Der geschickte Waldgeigler machte damals Geigen, Lauten, Harfen und Polsterlute. Vor nahezu hundert Jahren (1829) fand die Harmonikaindustrie hier Eingang, heute ist Klingenthal bei Hauptort der deutschen Harmonikaindustrie. Die Klingenthaler Musikinstrumentenindustrie hat einen nennenswerten, aber auch gefürchteten Konkurrenten nur in der Schwereindustrie in Trossingen in Württemberg. Anfänglich wurden in Klingenthal nur Mundharmonikas hergestellt, erst viele Jahre später folgte die Konstruktion der Blechharmonikas, die in allen Variationen, Akkordion, Bandonium und Kongertina hergestellt werden. Wieder viel später folgte die Erfindung des Mundbläses versehenes Instrument, das manchmal auch Harmonikastöße genannt wird.

Wieviel Arbeiter in der Klingenthaler Musikinstrumentenindustrie gegenwärtig beschäftigt werden, läßt sich nicht genau sagen. Die amtliche Arbeiterzählung am 1. Juli 1924 ermittelte 1993 männliche und 772 weibliche Heimarbeiter. Ueber die Zahl der Heimarbeiter geben die Meldungen bei den Ortskrankenkassen einen gewissen Anhalt. Danach gibt es 942 männliche und 8520 weibliche Heimarbeiter. Ganz zuverlässig sind diese Zahlen bedauerlich nicht, weil die Sozialgesetzgebung zahlreiche Heimarbeiter als selbständige Hausgewerbetreibende betrachtet, die der sozialen Versicherung nicht unterliegen. Diese Hausgewerbetreibenden sind in Wirklichkeit die schlechtbezahlten Heimarbeiter. Ihre Zahl kann mit gut 400 angenommen werden. Dazu kommen noch deren Frauen und ferner die Frauen der versicherungspflichtigen Heimarbeiter, die mit ihren Männern gemeinsam arbeiten. Diese Frauen werden von den Unternehmern nicht als Heimarbeiter geführt, infolgedessen werden sie auch von den Ortskrankenkassen nicht erfasst. Zu den hier gemeldeten sind noch etwa 1000 bin-jungfrauen, das ergibt zusammen 8900 Heimarbeiter. In den Betrieben und der Heimarbeit zusammen sind gegenwärtig also etwa 8000 Frauen und Männer beschäftigt.

Dazu kommen noch die Kinder. Noch schwerer als die Zahl der Heimarbeiter läßt sich die der mithelfenden Kinder feststellen. Das Gewerbeaufsichtsamt Plauen schrieb am 31. Januar 1925 der Verwaltungsstelle Klingenthal des Deutschen Holzarbeiter-Verbandes auf deren Anfrage folgendes:

„Was über Hausarbeit der Musikwarenindustrie hier festgestellt wurde, ist vor allem die umfangreiche Mitbeschäftigung der Kinder, die hauptsächlich zum Sticken und Aufnägen verwendet werden. Des Weiteren wird von den Eltern wenig Rücksicht auf das Alter der Kinder genommen. Die Ursache wird auf die schlechte Bezahlung zurückgeführt. Bisher war es auch dem Amte nicht möglich, die Kinderarbeit in die gesetzlich zulässige Bahn zurückzuführen.“

„Heinrich von Osterdingen“ von Kovalis.

Herausgegeben von Werner, Edda-Verlag, Leipzig. Kovalis Ideal „die blaue Blume“, die gleichsam zum Sinnbild der Romantik geworden ist, gab dem Verleger den Gedanken, eine romantische Verlagsreihe der Bücher der blauen Blume herauszugeben. „Heinrich von Osterdingen“ stellt den ersten Band dieser Serie dar. Besonders wertvoll wird das Buch dadurch, daß es die Vorrede Ludwig Tiecks zur 3. Auflage enthält. — Einband und Holzschmitten stammen von D. Schimkowitz, Wien und sind dazu angehen, dieser Ausgabe des „Osterdingen“ viele Freunde zu werden. —

„Der Jugend ins Stammbuch.“

Stammbuchreihe ausgewählt und zusammengestellt von J. Handel, Edda-Verlag, Leipzig. Alle Stammbuchblätter bieten weisevolle Erinnerungstunten. Bild an Bild steigt aus den vergilbten Blättern hervor und erzählt von längstvergangenen Zeiten. Leider ist auch das Stammbuch der materiellen, jedes sentimentale Gefühl heffenden Neuzeit zum Opfer gefallen. Nur unferne Jugend will sich von dem Schatz nicht trennen. Jedem Freund des Stammbuches wird Handels Buchlein eine willkommenen Gabe sein. Wir finden darin geschickt ausgewählte Verse von Goethe, Schiller, Herold, Paul Heyse, Fichte, Nietzsche, Grell und vielen anderen. — Erwähnung verdient auch die Aufmachung des Buchleins, das reich mit Scherenschnitten geziert ist.

Die Wette.

Stilge von Margarete Heilmann.

„Du meinst wirklich, Trudel, daß euer Hausarzt für mich interessiert?“
„Ganz klar!“
„Ich bin aber gar nicht von ihm begeistert!“
Trudel hüllte die junge Frau des Hauses, die sich die Lippen und sah so verärgert aus, als ob ihre undin soeben etwas besonders Schönes erzählt hätte. „Du sagst!“ rief sie aus.
„Was du sagst!“ wiederholte Hete böse. „Du glaubst wohl etwa nicht? Weil du und dein Mann auf je Wort schwören, das dieser Doktor orakelt, muß ich mir auch sofort.“
„Sofort? Du bist doch jetzt sechs Wochen hier bei und hast oft genug Gelegenheit gehabt, Doktor H. richtig kennenzulernen.“
„Na ja — das stimmt. Bei der Halsentzündung euerem Mädchen kam er sogar zweimal täglich.“
„Und nachher bekam Jürgen Bronchialkatarrh und die Grippe. Stets hat er für uns Zeit gefunden. Bei H. ist keine Rechnung.“
„Aber jetzt kommt er immer noch jeden zweiten Tag, wo wir doch alle gesund sind. Beschuldigt er dich?“
„Ich sage dir ja Hete, er interessiert sich offenbar nicht.“
Hete legte den Arm um ihre Freundin. „Ich habe dich wohl eingeladen, um mich mit dem Doktor zu beraten? Doch dich nicht weg, Trudel. Du bist ganz gesund. Schüttle nicht den Kopf.“
„Du sagst?“

„Na ja, ich bin doch nicht auf den Kopf gefallen.“
„Also schön, Hete. Ich leugne nicht, daß wir daran gedacht haben. Jürgen hält den Doktor für einen gewissenhaften, tüchtigen Menschen. Als Arzt ist er beliebt in unserer Stadt. Was ihm fehlt, ist eine Frau.“
„Da wird er sich was Nettes rausuchen. — mit seinem Geschma! Wie kann man zu einem grauen Anzug einen grauen Schlips tragen! Und gestern sein Oberhemd: Es war so bunt daß man farbenblind werden mußte. Den Bräunling hat er sicher vom Grobwater geerbt. Solche Form legt in Berlin nicht mal ein Schusterjunge auf zur Einsegnung.“
„Allerdings, ein furchtbarer Wackel! Und daß er weder Monatel, noch goldenes Armband noch helle Gamaschen und drunter selbstene Socken trägt. — Auch kein Korsett, um die schlaffe Taille zu betonen.“
„Ich mich nicht, Trudel. Sag mir lieber, wie ich heut mittag die Bazillennadel recht knusprig rausfröge.“
„Manu, du willst doch nicht etwa an den Herd? Ueberlaß das lieber mir.“
„Wir haben aber gewettet.“
„Wer?“ Die Frau Pastorin rief die Augen auf.
„Na, dein Jürgen nicht. Dr. Suhl natürlich. Er sagte nämlich, ein Berliner Wackel hätte keine Wirkung, wie ein Braten angefest wird oder eine Wehlweise gebaden. So was können bloß Pastorenfrauen und Kleinstädterinnen. Worauf ich natürlich das Gegenteil behauptete.“
„Na und —?“
„Also wenn ich heut mittag die Schlingen allein backe, hab ich die Wette gewonnen. Sonst ist es nicht fertig, gewinnst du.“ —

Schlips gewickelt. Aus dem grünen Band, weicht der das ich neulich als Gürtel trug. Aber jetzt kommt in die Küche, Trudel, und leg mir alles surrecht, was ich brauche — damit ich mich nicht blamiere. Weicht du noch, wie wir's in der Schule machten. Da hast du mir auch immer vorgesagt.“
„Darf ich bitten?“ Die junge Frau öffnete die Tür zur Stube ihres Mannes. „Das Essen ist fertig.“
Doktor Suhl und der Hausherr folgten ihr in das Speisezimmer und setzten sich an den Tisch, auf dem drei Gedee lagen.
Der Arzt zeigte das größte Interesse für alle Berichte über Hätchens Fortschritte: daß er richtig laut lachen konnte, wenn Mutter ans Bett kam, daß er Heterens Finger fest in seiner Faust hielt und einen widerstandsfähigen Appetit zeigte. Dabei blühte Suhl immer wieder gespannt zur Tür. Vom Nachhaken nahm er nur ein kleines Stück.
„Es ist wohl nicht nach Ihrem Geschma?“ fragte Trudel.
„O, beliebt wie alles bei Ihnen.“
„Wirklich? Hat aber auch Hete gebaden.“
Der Doktor neigte sich über den Keller. „Ja — aber wo ist denn Hetelein Hete? Ich dachte schon, sie wäre abgerufen.“
„Doch ich's Ihnen noch nicht erzählt?“ fragte Heterens harmlos.
„Aber kein Wort. Was ist denn los?“ Er gedrückte mit der Wackel die Kartoffeln zu Orat und schaute dein, ohne etwas zu sagen. —